

DER SONNTAG

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Ein großer Plan:

Höhensonne im Bergwerk

Bestrahlungshallen neben den Waschkaue für die Kumpels

Die Arbeitsbedingungen des Bergmanns sind besonders ungünstig. Man muß berücksichtigen, daß ein Bergmann durchschnittlich ein Drittel des Tages von dem natürlichen Tageslicht abgeschnitten ist und im Innern der Erde nur mit verhältnismäßig primitiven Lichtverhältnissen seiner schweren Arbeit nachgeht. Wenn es auch die Verteilung der einzelnen Schichten von Fall zu Fall mit sich bringt, daß der Bergmann in seiner Freizeit in den vollen Genuß des Tages und seiner natürlichen Sonne kommt, so ergibt sich doch auf die Dauer ein Ausfall an natürlichem Licht, der naturgemäß nicht ohne lästige Folgen für die gesundheitliche Verfassung des Bergarbeiters sowohl in körperlicher wie auch in seelischer Hinsicht bleiben kann.

Mit Versuchen wird demnächst begonnen.

Die laufenden ärztlichen Untersuchungen haben diese nachteiligen Folgen des Ausfalls natürlichen Lichtes bei einem großen Prozentjah der Bergarbeiter klar erwiesen, und ein bekannter Arzt, Professor Loenne, ist daher dem Projekt nähergetreten, durch künstliche Lichtbestrahlung einen gewissen Ersatz für die fehlende Natursonne zu schaffen. Diese Untersuchungen wurden von der Organisation der gewerblichen Wirtschaft und von der Deutschen Arbeitsfront übernommen. Man hat im Rahmen eines besonderen Ausschusses zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen des Bergmanns Beratungen abgehalten und wird demnächst einen Versuch auf irgendeiner noch näher zu bestimmenden Zeche durchzuführen.

Es ist in diesem Zusammenhang von den Vorversuchen zu berichten, die Professor Lehmann vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Arbeitspsychologie bereits in den vergangenen Jahren auf Anregung von Professor Loenne gemacht hat. Die Tatsache, daß ultraviolette Strahlen eine besonders günstige Wirkung auf das Befinden und die Leistungsfähigkeit haben, hat ihn zu entsprechenden Versuchen an zahlreichen Personen veranlaßt. Dabei erwies sich, daß sich mit der Bestrahlung die Leistungskraft der behandelten Personen um rund 60 Prozent steigerte. — Man hat also schon vor Jahren positive Untersuchungen dafür gehabt, daß sich mit der „künstlichen Sonne“ mancherlei körperliche Nachteile bei den Bergarbeitern als Folge ihres ungünstigen Arbeitsplatzes ausgleichen ließen.

Mehrere Minuten in der Woche ausreißend.

Die Anwendung der künstlichen Bestrahlung als Ersatz für das natürliche Sonnenlicht geht nun dahin, auf jeder Schachtanlage sogenannte Lichthallen entstehen zu lassen, die in direkter Verbindung mit den Waschkaue stehen und wo den Bergleuten einige Male in der Woche für einen bestimmten Zeitraum — es handelt sich nur um wenige Minuten — die ultravioletten Strahlen zugänglich gemacht werden. Die jeweiligen Bestrahlungslampen sollen so weit wie möglich dem Sonnenlicht gleichwertiges Licht spenden. Man denkt, wie Professor Loenne äußerte, an künstliche Höhensonnen mit ultravioletten Strahlen und Solluxwärmestrahlen. Es ist selbstverständlich, daß eine jede Schachtanlage einen mit diesen Dingen vertrauten Arzt erhält.

Der Meister der Geige / Von Hermann Ulbrich-Hannibal

In der Direktion des Theaters zu Bologna herrschte eine erwartungsvolle Spannung. Meister Zampieri war außer sich vor Freude. Ru war der Abend da, an dem das groß angekündigte, seit langem ausverkaufte Konzert der weltberühmten Sängerin Maria Malibran stattfinden sollte.

Bologna sollte jetzt nicht länger hinter London, Paris, Wien, Mailand und Neapel zurückstehen, wo die Sängerin mit außerordentlicher Begeisterung gefeiert worden war. Maria Malibran in Bologna!

Es hatte Meister Zampieri wie ein Feuer ergriffen. Einige Notenblätter lagen vor ihm, aber er besah nicht die nötige Ruhe, um hineinzusehen. Er stand auf und lief in aufgeregter Freude um seinen Schreibtisch herum.

Maria Malibran in Bologna.

Er sagte es mehrere Male laut vor sich hin und es lag in den Worten eine Befriedigung darüber, daß es ihm gelungen war, die große Sängerin für ein Konzert nach Bologna zu holen, daß es ihm vergönnt war, dem Theater einen Kunstabend zu verschaffen, wie es ihn nur alle fünfzig Jahre einmal erleben kann.

Er sah nach der Uhr. In zwei Stunden würde sich der Vorhang heben. Es war ihm unmöglich, sich den Beifall des festlichen Hauses auszubedenken.

Da wurde er in seiner Freude gestört. Ein Hotelblener überbrachte ihm einen Brief. Er öffnete ihn hastig und las: „Berehrter Meister, es ist mir wegen heftigen Kopfschmerzes leider nicht möglich, heute Abend aufzutreten, Maria Malibran.“

Er traute seinen Augen nicht. Er las die Nachricht zum zweiten und dritten Male. Dann blinnte er lange stumm auf den Brief, und dann verließ ihn die Fassung.

„Kopfschmerzen“, schimpfte er laut vor sich hin, „ich kann auch nicht bei den geringsten Kopfschmerzen aus dem Theater fortbleiben. Ich muß arbeiten, und wenn mir der Schädel brummt.“

Seine Zähne knirschten.

In der Belegenheit, daß zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung die Darbietung abgelehrt wurde, hatte er sich noch nie befunden. Es war unmöglich, in der kurzen Zeit die eigenen Sänger und Sängerinnen des Theaters zusammenzurufen und eine einstudierte Oper zur Aufführung zu bringen.

Es blieb nichts weiter übrig, als auf die Kaffeeneinnahme eines Abends zu verzichten und das Theater geschlossen zu halten. Das Publikum würde über den Ausfall des Konzerts unzufrieden sein, das war sicher. Aber was konnte ein Theaterdirektor gegen die Stimmungen einer Sängerin machen, gegen die Kopfschmerzen einer weltberühmten Sängerin.

Zwischen dann der Geige der Uhr unerbittlich weiter. Zampieri hatte gerade die Anordnungen getroffen, die Zuschauer Räume nicht zu öffnen und die Besucher schon in der Vorhalle des Theaters von der Erkrankung der Sängerin unterrichten zu lassen.

Da hörte ihn Frau Rossini in seiner Verzweiflung. „Meister“, sagte sie außer Atem, „ich komme eilenden Fußes aus der Stadt, um Ihnen zu erzählen, was ich eben gehört habe.“

„Was kann es anders sein“, unterbrach sie Meister Zampieri, „als daß die Malibran abgesagt hat.“

„Die Malibran singt nicht?“ rief Frau Rossini enttäuscht. „Sie hat Kopfschmerzen“, antwortete Zampieri mit einem Ausbruch des Jornes.

„Das ist ja sehr bedauerlich!“ sagte Frau Rossini. „Aber das ist es nicht“, fuhr sie fort, „was ich Ihnen erzählen wollte, das war mir noch unbekannt.“

„Denken Sie sich, Meister“, sagte sie dann, „als ich vorhin durch die Via Romenata ging, hörte ich aus dem geöffneten Fenster eines Hauses ein bezauberndes Geigenpiel. Es waren wahrhaft himmlische Klänge, und ich wurde nicht müde, auf der Straße zu bleiben und dem Vogenstrich zu lauschen.“

Meister, diese Sicherheit im Flageolet und diese Fertigkeit im mehrstimmigen Spiel!

In keinem Theater Italiens gibt es einen solchen Geiger, wie er hier unbekannt in Bologna wohnt.

Ich erkundigte mich näher nach ihm und erfuhr, daß es ein junger, armer Skandinavier sein soll, der dort vorübergehend Wohnung genommen hat.“

Meister Zampieri wußte nicht, was er sagen sollte. Er konnte die Menschen zu Hunderten, die zu ihm kamen und glaubten, die größten Künstler auf der Erde zu sein, obwohl sie noch nicht einmal über das durchschnittliche Können verfügten. Aber wenn die Frau eines großen Meisters zu ihm kam und ihm von solcher künstlerischer Vollendung erzählte, war daran nicht zu zweifeln.

„Er spielt die Geige“, so fuhr Frau Rossini in ihrer Bewunderung fort, „wie sie vor ihm nur Paganini gespielt hat.“

Da sprang Meister Zampieri auf, ergriff seinen Umhang und seinen Hut und sagte: „Wenn das der Fall ist, brauche ich das Theater heute Abend nicht zu schließen.“

Er widerrief seine Anordnung, das Theater geschlossen zu halten und rannte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, die Via Romenata.

Das Fenster, aus dem die Klänge zu hören gewesen waren, lag im Dunkeln.

Meister Zampieri klingelte bei der Wirtin und fragte nach dem skandinavischen Geigenspieler.

„Ich bedauere“, sagte die alte Frau, „der junge Herr heute Abend nicht mehr zu sprechen.“

„Ist er fortgegangen?“ fragte Zampieri dazwischen.

„Nein“, antwortete die Wirtin, „er schläft schon.“

„Dann müssen Sie ihn auf alle Fälle wecken“, sagte Zampieri, „ich warte hier.“

Während die Wirtin verschwand, legte sich seine Aufregung etwas. Er wurde aber erst ganz ruhig, als der skandinavische Jüngling, der sich schnell wieder angekleidet hatte, vor ihm stand.

„Die Zeit eilt“, sagte Zampieri, „ich kann keine einleitenden Worte machen. Spielen Sie mir bitte etwas aus dem Stegreif vor.“

Der schlaftrunkene Jüngling wußte nicht, wie ihm geschah. Er rieb sich die Augen, nahm die Geige und den Bogen, und sollte mit seinem Spiel den Himmel auf die Erde.

Zampieri hatte gar keine Zeit gehabt, sich während des

1937 Halb und Halb

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

Das ist kein neuer Schnaps, das ist eine sachliche Feststellung. 1937 Halb und Halb! In zehn Tagen wird es Wirklichkeit sein: Mit dem letzten Junitage endet die erste Hälfte des Jahres.

„Wo ist bloß die Zeit hingekommen?“ fragt da mancher betretene. Ihm ist, als sei erst vorgestern Neujahr gewesen. Und nun ist von dem Kuchen, den man eben erst angeschnitten hatte, schon wieder die Hälfte abserviert!

Wer freilich einen Notizkalender führt, auf dem er die Stationen seines Tageslaufes einträgt, wundert sich nicht. Nachdenklich blättert er zurück. 181 Tage des Jahres 1937 sind mit dem letzten Junitage vergangen. Und bei jedem Tag steht eine große Reihe von Zahlen und Stichworten: Verpflichtungen und Aufgaben, die zu erledigen waren. In lauter kleine Stüchchen Brennholz haben wir ruhelosen Menschen diese schönen runden sechs Monate gehackt. Brennholz, das eben jedermann dringend braucht, um seinen häuslichen Herd zu heizen ...

Jahresmitte! Eigentlich müßte man den 30. Juni in ähnlich feierlicher Form begehen wie den Silvesterabend. Auch die äußere Gunst der nächsten Gelegenheiten spricht dafür: Erdbeerbowle ist viel bekömmlicher als heißer Punsch. Aber wer denkt schon am 30. Juni daran, daß von nun an sich das Jahr zu neigen beginnt?

Vielleicht ist das gut so. Denn viele Menschen würden bei der Feststellung, daß von dem schönen runden Jahre 1937 bereits schon wieder die Hälfte verfliehet ist, doch nur melancholisch werden. So wie manche am Silvesterabend zu heulen beginnen, wenn sie genügend Punsch getrunken haben. Nein, das wollen wir doch bitte vermeiden, meine Freunde. Heulende Derwische sind nie ein erquicklicher Anblick.

Frauen sollten wir uns vielmehr! Jeder Tag, jeder

Monat, jedes Jahr ist eine Aufgabe, die uns das Schicksal stellt. Jedes neue Jahr liegt vor uns wie das berühmte dunkle Zimmer, durch das zu gehen die kleinen Kinder sich fürchten. Jetzt, auf der Höhe des Jahres, in der rechten Mitte des Kreislaufes der zwölf Monate, stellen wir nicht ohne Befriedigung fest, daß wir uns den Aufgaben, die dieses neue Jahr gestellt hat, bisher gewachsen gezeigt haben. Wenn wir die erste Hälfte dieses Jahres mit Anstand hinter uns gebracht haben — warum sollte uns das nicht auch bei der zweiten Hälfte gelingen?

„Ach was: Halb und Halb!“ sagt vielleicht mancher Optimist verächtlich. „Am Montag ist Sommeranfang! Da beginnt das Jahr erst richtig!“

Diesem rotenrotten Blick in die Welt wollen wir keineswegs einen schwarzen Schlagschatten entgegensehen. Wenn einer die zarten Freuden des Frühlings mit offenen Augen und dankbarem Herzen aufgenommen hat, dann wird die Reise des Sommers für ihn Steigerung und Erfüllung bedeuten. Den Sommer zu genießen gebietet Vernunft und Dankbarkeit gegen die Natur.

Vergessen wollen wir aber dabei nicht, daß dieser Sommer die Mittagszeit des Jahres ist. Die Höhe, hinter der nur noch ein Abstieg, ein Absterben, eine Rückkehr in die Kälte und Stille des Winters möglich ist. Am Anfang des Sommers liegt der längste Tag des Jahres. Nun wachsen wieder die Nächte. Schon ist die Heuernte vorbei, bald wird das Korn zum Schnitt reif sein. Der große Mittag des Jahres ist gekommen. Die Halbierung des Jahres durch das Ende des Juni bedeutet mehr als einen Zufall des Kalenders. Sie ist ein Sinnbild der Wirklichkeit, die draußen von der Natur jetzt im Jahresablauf erreicht ist.

Die Rosen blühen. Der Rosenhof der Dresdner Jahreschau, in dessen Anlagen Zehntausende von

Rosenstöcken stehen, bietet jetzt einen zauberhaften Anblick. Die Höhe der ersten Juniwochen hat die Blüten fast überreich zum Aufbrechen gebracht. Blutor und rosa, lachsrot und weißrot, gelb und weiß weißer die Blüten an Farbenpracht. Neben den hohen Stöcken stehen kurzstielige Rosen, Kletterrosen überwuchern mit einem Gewoge von Blüten Gartentore. Ein fast betäubender, köstlich berauschender Duft liegt über dem Garten ...

Eine Stätte des Tanzes hat die Jahreschau mit Recht in diesen Kranz von Rosen hineingesetzt. Denn wer noch jung ist, wer noch das Blut frisch in seinen Adern schlagen fühlt, wer noch bezaubert werden kann vom herrlichen Anhauch der Sommernacht, wenn drunter die Rosen und droben die Sterne um die Wette locken und leuchten — wer sollte in solcher Nacht nicht Lust zum Tanzen verspüren? Tanzen nicht auch die Blühwürmchen, die zwischen den Rosenbüschen schweben? Schreiten nicht selbst die Planeten droben durch den Sternensaal im streng gemessenen, seit Jahrtausenden immer wiederholten Tansschritt?

O Zauber der Juninächte um die Wirtin des Jahres! Kurze Nächte, von denen doch jeder wünscht, daß sie kein Ende hätten. In solcher Nacht empfing der Genius Shakespeares seinen herrlichen „Sommernachts Traum“. In solcher Nacht dichtete Möricke seine zärtlichen Nachtsänge: „O holde Nacht, du gehst mit leichtem Tritt auf schwarzem Samt, der nur am Tage orlnet ...“ In solcher Nacht formte Detlev von Vilhencron sein herbes Lied „Schöne Junitage“:

„Mitternacht, die Gärten lauschen,
Küsterwort und Liebeskuß,
Als der letzte Klang verklungen,
Weil nun alles schlafen muß —
Flußüberwärts singt eine Nachtigall.“

„Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche!“ möchten wir wie einst Romeo und Julia nach jeder solchen Nacht wünschen, wenn uns die Sonne des jungen Tages allzufrüh weckt. Und doch duldet diese Jahreszeit keinen langen Schlaf. Wenn die Menschen auch nicht die Jah-